Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 19 (1929)

Heft: 14

Artikel: Kind und Linie

Autor: Heller-Lauffer, R.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-637527

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Aquarium und — Klatsch! hatte ich die Antwort an der Wange. Es war eine gutsitzende Ohrfeige. Während ich die triefende Stelle trocken rieb, empfand ich eine große Genugtuung: Endlich ein persönliches Verhältnis zu einem dieser Kaltblüter! Denn die Ohrfeige hatte wirklich mir gegolten, und ich hatte sie reichlich verdient. Mehr Zurückhaltung also, mehr Rücksicht! Aber wissen mußte ich, warum der Fisch, der beim Zurückfallen beinahe das Becken verfehlt hätte, so handgreiflich geworden war. Ich setzte meinen Buben an die eine Scheibe, was den Strafvollzieher sogleich bewog, dort Sand anzuhäufen. Behutsam näherte ich mich der anderen Seite, und wirklich, das Weibchen befand sich dicht am Felsen, an dessen steiler Wand schnurgerade ausgerichtet Reihe an Reihe die schon befruchteten Eier hafteten.

Durch unausgesetzt fächelnde Bewegung der Brustflossen führte der Fisch in aufrechtschwebender Stellung den Eiern vermehrten Sauerstoff zu. Eine Woche hindurch sah ich den Brutplatz nie verlassen. Während der eine Chanchito fächelte, hob der andere Gruben aus, bis endlich die leeren Eihüllen an der Felswand das Ausschlüpfen der Jungen und den vollzogenen Umzug bekundeten. Zu meiner Freude hatte das Elternpaar inzwischen besseres Vertrauen gewonnen und die Brut in einer dicht an der Scheibe liegenden Grube untergebracht.

Zunächst war unter dem bewachenden und auch hier immerfort fächelnden Fisch nur ein dunkler, dichtgedrängter, durch pendelnde Einzelbewegungen belebter Knäuel zu sehen. Die wichtigste Beschäftigung der Alten bestand zunächst in der Uebersiedlung der Brut in immer neue oder frisch gereinigte Gruben. Kein störender Kiesel, kein Pflanzenteilchen und vor allem kein Ueberbleibsel von Futter oder Unrat wurde in der Kinderstube belassen. Nur dieser unermüdlichen Säuberung der Nestgruben war es wohl zu verdanken, daß von den etwa sechzig Jungfischen nur ein paar Schwächlinge eingingen.

Die vordem so ungefügen Chanchitos neigten jetzt auch in anderer Hinsicht beinahe spießbürgerlich pedantischen Anschauungen zu. Es zeigte sich dies gleich bei den ersten Erziehungsfragen. Die Entwicklung der Fischchen ging viel langsamer vonstatten als bei den schnell wachsenden Makropoden; aber einige, etwa ein Dutzend, waren um ein gutes Stück an Wachstum voraus; sie langweilten sich unter den immer in der Nesttiefe pendelnden Geschwistern und machten Ausreißversuche. Da gab es aber nichts zu wollen. Sie wurden ausnahmslos noch am Nestrand erwischt und ordentlich derb hinuntergespuckt. Erst als alles flügge geworden war, ging es, zunächst noch in enggeschlossenem Schwarm, dicht hinter der Alten her kreuz und quer durch den geräumigen Behälter. Schien etwas Bedrohliches um den Weg, wurden die Jungen unverzüglich durch Aufschlucken und Wiederausspeien ins Nest befördert.

Mit zunehmender Entwicklung der Jungmannschaft wuchs die Strenge der elterlichen Zucht. Nie war freier Ausgang gestattet, nie ein Verlassen der straffen Zugordnung. Schwenkte der Führer nach rechts oder links, so wandten sich wie an Drähten gezogen ein halbes Hundert Klein-Chanchitos nach rechts oder links. Hielt der Führer an, so standen auch die Jungen unbeweglich, mit wichtig gespreizten Flossen. Und abends vor Dämmerungsanbruch ging's unter strengster Kontrolle zu Bett. Ich habe zur Nachtzeit nie einen verirrten oder verlassenen Jungfisch außerhalb des Nestes gefunden.

Die Ausübung der elterlichen Gewalt nahm ein vielleicht etwas vorzeitiges Ende, als ich einen Heizapparat in Funktion setzte. An dem einen Aquariumende ging eine Warmwasser führende Röhre nahe der Scheibe schräg durch den Behälter. Am späteren Abend nun, als ich die Heizwirkung kontrollieren wollte, fand ich die Großzahl der Jungen auf der warmen Röhre hocken, eins dicht neben dem anderen, wie nachts die Hühner auf der Stange. Nur wenige Fischchen befanden sich im Nest unter der üblichen Ueberwachung. Der eine Chanchito lehnte an dem ebenfalls warmen aufsteigenden Teil der Röhre. So blieb die Frage offen, ob der Vater die warme Ofenbank den Jungen als Nachtquartier empfohlen, oder ob die reifere Jugend selber den wohligen Lagerplatz entdeckt hatte. Jedenfalls ging schon anderentags die elterliche Autorität vollends in die Brüche. Wohl folgten die brav gebliebenen Nesthocker dem Weibchen in gewohnter Weise, aber die anderen fühlten sich der Kinderstube entwachsen. Sie durchzogen das Aquarium gewohnheitshalber immer noch in kleinen Gruppen, aber führerlos, und abends suchten sie, wie ich nun feststellen konnte, ohne Zutun der Alten die angenehme Schlafstelle auf.

Das Chanchitopaar blieb noch manche Jahre in meinem Besitz. Die Fische erreichten das ihnen zukommende Größenmaß, wurden Paradestücke und leisteten jeden Sommer ihr Bestes im Zerwühlen des Behälters. Zu einer zweiten Bevölkerung der Kinderstube ist es nicht mehr gekommen; um so dankbarer blieb ich für das Erlebnis der ersten.

* * *

Eine ganz kurze Schneckengeschichte mag auch noch Raum finden in diesem Kapitel. Im großen Glaskasten, bei der gemischten Gesellschaft, hielt ich ein paar lebendgebärende Sumpfschnecken. Es waren große Exemplare, die von den Fischen nicht belästigt wurden und ihren Dienst als Scheibenreiniger durch das Abgrasen der Algen vorzüglich erfüllten. Nun empfahl sich ein Bekannter für die Ueberlassung von allfälligem Nachwuchs. Obacht also auch auf Schneckenbabies!

Da schob sich gerade eine weidende Schnecke der Vorderscheibe entlang. In der Hoffnung, irgendwelchen Aufschluß oder doch einen Anhaltspunkt über die Gepflogenheiten einer solchen Schneckenmutter zu erhalten, setzte ich mich hin. Aber was war denn das? Ich war nicht der einzige Schneckenbeobachter. In Halbkreisstellung hatten sich ein paar Diamant- und Sonnenbarsche schräg unter der ahnungslosen Schnecke placiert, die im besten Fall nur mich, den weitaus harmloseren Interessenten wahrnehmen konnte. Noch war mir nicht ganz klar, wo die Geschichte hinaus wollte; aber dessen war ich mir bewußt, daß sich die Barsche auf der Innenseite der Scheibe in der vorteilhafteren Stellung befanden. Da — ein kaum wahrnehmbarer Ruck, ein knappes Heben des Gehäuses, und dem Schneckenleib entglitt ein fix und fertiger Schneckenjunge. Zweifellos ein herziges Geschöpfchen in seinem noch etwas durchsichtigen Deckelhäuschen. Aber fünf Fischschnauzen waren bereit zu seinem Empfang, und schon war es in der zielsichersten verschwunden. Es war eine kurze Lebensreise. Den Zeitpunkt der nächsten Schneckengeburt konnte ich nicht abwarten, obschon immer noch vier Fischaugenpaare unverwandt auf die ruhig weiteräsende Schnecke zielten.

(Aus: Francis Kervin, Mein Tierbuch.)

Kind und Linie.

Als unser Bub anderthalbjährig war, erfaßte ihn eine Leidenschaft für Schneckenlinien. Aus jedem Ornament heraus schlichen sie sich in sein Herzlein; jede Schmiedeisenarbeit mit Spiralen beglückte den kleinen Mann. Sah er ein Zettelchen liegen, so kam er damit zu mir gelaufen und bat so eindringlich: „Mutti, en Snägg!" als ob seine Seligkeit von dem Schnecklein abhinge, das er unter meiner Hand entstehen sah. Für mich bedeutete diese Liebe zur Schneckenlinie eine große Erleichterung. Wollte mein Mann mir in Gegenwart des lebhaften Kindes vorlesen, so nahm ich den Kleinen auf den Schoß und zeichnete Schneckenlinien. Dann wurde der Wildfang ganz still und folgte voll Entzücken der Bewegung meiner Hand. Nur wenn ich ob dem Zuhören das Zeichnen vergaß, mahnte ein bittendes Stimmchen: „No meh!"

Dann war das Herzchen des Kindes eine Zeitlang vakant. Wenigstens schien es mir so.

Gegenwärtig aber hat der nun fünfjährige kleine Mann eine mächtige Freude an der Achterlinie. Wie er dazu gekommen ist, weiß ich nicht. Er erklärte mir einfach eines Tages: „Weischt, Muetti, eso es Achti ischt öppis wunderbar Schöns.“ Ich sagte ihm, daß ich seine Begeisterung wohl verstehen könne. Und unwillkürlich schrieb ich eine große Acht in die Luft. „Siehst du, wie das schwingt, sich flieht und wieder findet.“ Der Kleine schaute mich etwas erstaunt an. So ganz hatte er mich wohl nicht verstanden. Aber die Hauptsache war ihm ja meine Teilnahme. Schnell holte er Papier und Stift. Ich führte ihm die Hand. Aber ich spürte gleich, daß seinen Fingerchen die Bewegung noch fremd war. Da legten wir den Stift wieder beiseite. Ich versuchte nun einfach, den Kleinen die schöne, klare Linie erleben zu lassen, indem ich den ganzen Raum füllte mit den Schwingungen, die zur Acht führen, immer die kleine Hand in der meinen. Der sonst so quecksilbrige Bub war ganz andächtig. In den nächsten Tagen kam er jeden Augenblick: „Nu gschwind eis i d'Luft!“ Hatte ich keine Zeit, so versuchte er sein Heil auf eigene Faust, mit dem Bleistift. Vorläufig aber war ihm der rechte Weg noch verschlossen. Er stellte einfach zwei Ringlein übereinander, so daß eine Figur entstand, die so annähernd einer Acht glich. Umso größer war die Freude, als er endlich die erlösende, so lebendige Bewegung erfaßt hatte. Welche Seligkeit strahlte da aus den Kinderaugen.

Seither sieht der Kleine überall Achterlinien, oder er läßt sie entstehen. Einmal sitzt er am Boden und legt ein Stück Garn zur Acht, ein andermal wickelt er das Kabel des Staubsaugers in lauter Achtern auf. Dann wieder entdeckt er, daß die Mutter die Schnur, die sie versorgen will, in Achterlinien ordnet. Kürzlich schaute er mich lange an. Dann kam er mit dem Zeigefinger und meinte: „Du, wänn ich dir eso um d'Auge fahre, unedure, obedure, unedure, obedure, dänn git's au es Achti.“ Er, der gar kein Zeichner ist, zeichnet nun Flugzeuge aus Achtern, die sich kreuzen und kritzelt Blümchen mit lauter Achterblättern, alles recht ungeschickt noch, aber mit großer Hingabe. Ich freue mich mit ihm und versuche mich in Ornamenten und allerlei lustigen Figuren, worin sich die geliebte Linie immer wiederholt. So wie seinerzeit die Schneckenlinie eine Freudenquelle für uns beide war, so oder noch tiefer beglückt uns heute die Achterlinie. Das Kind ist jetzt nicht mehr wie damals auf das Schauen allein angewiesen. Das Befreiende des eigenen Gestaltens, die Freude, sich Meister zu fühlen über die kleinen Finger; die Seligkeit, durch Bewegung Empfindungen ausdrücken und sich so mitteilen zu können, kommen jetzt noch dazu.

Ich hoffe fest, unser Bub werde die Sprache der Linien immer tiefer erfassen lernen. Wie viel reine Freude wird ihm daraus fließen, wie viel Schönheit wird sie ihm erschließen!

R. Heller-Lauffer.

Frank Heller: **Die Diagnosen des Dr. Zimmertür.** Detektivgeschichten.

Deutsch von Marie Franzos. — Copyright by Grethlein & Co., Zürich. 10

5.

Das Licht der Billardlampe blinkte in zwei Augengläserlinsen auf dem grünen Tuch auf — dem Präsent des Doktors. Der Doktor ließ den Empfänger der Gabe keine Sekunde mit dem Blick los, als er wieder das Wort ergriff:

„Haben Sie es der elenden zehn Gulden wegen getan, Oosterhout?“

Der Kellner antwortete nicht. Es arbeitete vulkanisch in seinem mächtigen Körper.

„Es war nicht das Geld, es war sein Lächeln, nicht wahr?“

Die Augen des Kellners flammten auf.

„Sein — sein verdammtes höhnisches Grinsen!“

„Wie alt sind Sie, Oosterhout? Sechzig?“

Die Zunge des Kellners bewegte sich wie auf rostigen Angeln:

„Vierundsechzig! Und Kellner. Und froh, noch Kellner zu sein. Und gezwungen, immer zu laufen. Und gezwungen, Bücklinge zu machen. Und gezwungen, sich das verdammte höhnische Grinsen der Leute gefallen zu lassen —“

„Heute abend beschlossen Sie es zu tun! Ich las den Entschluß in Ihrem Gesicht, obgleich ich zuerst nicht recht verstand, was ich da las. Aber sagen Sie mir eine andere Sache. Oosterhout? Wann kam Ihnen die Idee zu Ihrem Alibi?“

Die Pupillen des Kellners blinkten schwarz. Es war wie das Blinken aus einem Brunnen.

„Auch heute abend?“

Der Kellner schwieg mit zusammengepreßten Lippen.

„Lassen Sie uns eins zum anderen legen und uns dann das Resultat ansehen! Sie sind vierundsechzig. Da ist es schon mehrere Jahre her — sagen wir fünf, sechs, daß Sie die Veränderung hier oben bemerkten!“

Der Doktor machte eine Geste nach der Stirne. Der Kellner fuhr auf.

„Sie — Sie sind ein Satan! Ich werde — ich werde —“

„Ja, was denn? Ist es mit einem Mord am Abend nicht genug? Ich sollte doch meinen, ich sollte doch meinen! Vor fünf, sechs Jahren bemerkten Sie also, daß Ihre Kurzsichtigkeit zu verschwinden begann. Das ist ein Phänomen, das sich bei den meisten älteren Leuten einstellt: die früher normal gesehen haben, werden weitsichtig, und die kurzsichtig waren, bekommen die normale Sehweite. Aber anstatt das zu sagen und Ihre Brille abzulegen, schwiegen Sie darüber und trugen Ihre Brille als Schutz. Niemand kann einen Mann, der blind wie eine Eule ist, wegen irgendeines Vorfalls verdächtigen, wenn seine Augengläser entzwei sind. Nicht wahr? Und darum konnte niemand verstehen, wie es mit jenen Waren zusammenhing, die zur Nachtzeit aus der Bodega verschwanden.“

Oosterhout, der mit brennenden Augen zugehört hatte, stieß plötzlich ein Geheul aus — ein Geheul, bei dem alle zweifelhaft nüchternen Gäste des Lokals entsetzt in die Höhe fuhren. Der junge Scheltema war von der Straße hereingekommen, ebenso adrett und elegant wie nur je. Oosterhout erhob einen zitternden Finger gegen ihn und keuchte:

„Er! Das ist er! Aber — aber —“

Ohne ihn zu beachten, wandte sich der Doktor an den jungen Lebemann und fragte kurz:

„Auf welche Weise?“

„Gas! Ich sage Ihnen, er bewegte sich in der Dunkelheit wie eine Katze. Er sah nach dem Bett, in das ich meinen Doppelgänger aus Kissen gelegt hatte, konstatierte, daß ich dalag, sah nach, ob die Fenster verschlossen waren, öffnete dann den Gashahn und verschwand. Das Ganze dauerte keine drei Minuten. Er stolperte über keinen Stuhl, und er machte auch nicht das leiseste Geräusch. Sie sind unglaublich, Doktor! Ich danke meinem Schöpfer, daß ich Ihnen nachgelaufen bin, und ich nehme jedes Wort zurück, das ich sagte! Wann finden Ihre Vorlesungen statt? Ich komme noch morgigen Tages hin.“

Dr. Zimmertürs Vollmondgesicht strahlte vor Genugtuung über das Lob.

„Ich halte keine öffentlichen Vorlesungen“, krächzte er, „nur private. Lassen Sie uns morgen in der Bodega be-